943.05
J77Wkℓ

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/josephii00klar

JOSEPH II.

FESTREDE

VON

ALFRED KLAR

GESPROCHEN

AUF DEM KAISER JOSEPH-COMMERS

DER

LESE- UND REDEHALLE DER DEUTSCHEN STUDENTEN

IN PRAG

29. NOVEMBER 1880.

DAS REINERTRÄGNISS DIESER SCHRIFT IST DEM DEUTSCHEN SCHULPFENNIG-VEREIN IN PRAG GEWIDMET.

PRAG.

VERLAG DER LESE- UND REDEHALLE DER DEUTSCHEN STUDENTEN IN PRAG.

IN COMMISSION BEI H. DOMINICUS.

1881.

JOSEPH II.

FESTREDE

VON

ALFRED KLAR

GESPROCHEN

AUF DEM KAISER JOSEPH-COMMERS

DER

LESE- UND REDEHALLE DER DEUTSCHEN STUDENTEN

IN PRAG

29. NOVEMBER 1880.

DAS REINERTRÄGNISS DIESER SCHRIFT IST DEM DEUTSCHEN SCHULPFENNIG-VEREIN IN PRAG GEWIDMET.

PRAG.
VERLAG DER LESE- UND REDEHALLE DER DEUTSCHEN STUDENTEN IN PRAG.
IN COMMISSION BEI H. DOMINICUS.
1881.

943.05
J77Wkl

Ehrfurcht erfüllt mein Herz, da ich in dieser Weihestunde, Ihrem Rufe folgend, das Wort ergreife. Denn nichts ist ehrfurchterweckender für den Menschen, als jenes Können, auf das all seine Künste hinzielen, als die rein menschliche Tugend, welche Glückseligkeit verbreiten will. Ihr sind alle Fähigkeiten, die wir unseren Trieben abgewinnen, unterworfen und höher reicht unser Blick nicht, als zu dieser Spitze des menschlichen Wollens und Thuns. Wenn wir diese Tugend vergöttern, wird sie in uns zur Religion, wenn wir unser Streben an ihr messen, zum Gewissen, wenn wir unseren Willen an ihr schulen, zur unüberwindlichen Kraft. —

Diese rein menschliche Tugend aber ist es — nicht die einseitige Kunst der Staatsraison, nicht das prononcirte Feldherrntalent, nicht die traditionelle Monarchenkunst — diese Tugend, der alle erhaltenden Künste dienen, ist es, welche heute vor hundert Jahren in der Person Joseph II. den Thron unseres Heimatsstaates bestieg. Und wahrlich, im höchsten Sinne gilt hier das Dichterwort: Die Stätte, die dieser gute und grosse Mensch betrat, bleibt eingeweiht. Der 29. November des Jahres 1780 war ein tief ernster Tag für Wien und Österreich. Eine grosse Frau, welche gewaltet hatte wie ein Mann, eine vielgeliebte Kaiserin, die an Herrschertugend eine lange Reihe ihrer Vorgänger übertraf, eine Regentin, welche ein von aussen bedrohtes und allem Anschein nach in der inneren Auflösung begriffenes Staatsgebilde in eine geachtete und gefestigte Grossmacht umgewandelt hatte, — Maria Theresia beschloss an diesem Tage ein stürmevolles und ruhmreiches Leben. Trauernd stand ihr ältester Sohn, seit fünfzehn Jahren ihr Mitregent, stand Joseph an dem

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN

Sterbelager der geliebten Mutter. Sein Geist hatte längst über das Wirken der Kaiserin hinausgestrebt, aber sein Herz hieng treu an ihrem Herzen. War sie doch das Vorbild innigster Mütterlichkeit und hatte er doch als Mitregent erfahren, dass die Energie wie die Rückhaltung der grossen Kaiserin in einem guten Wollen wurzelte. Den Staat zu festigen, die Cultur zu heben, Wohlstand zu verbreiten, das waren die festen, unverrückbaren Ziele, die der Kaiserin vorschwebten. Sie wollte diese Ziele erreichen auf Grundlage der einmal gegebenen staatsrechtlichen Verhältnisse; an diesen Verhältnissen selbst zu rütteln, liess sie sich nur schwer und ungern bewegen. Ihr Bestreben war mehr, die überkommenen Eintheilungen, Rechte und Vorrechte, die ererbte Vertheilung der Macht im Staate, die Herrschaft der Privilegirten, die Gliederung der Stände den Forderungen der Zeit anzupassen, als diese Elemente den Forderungen der Zeit zum Opfer zu bringen. Auch ihr Weg gieng vorwärts, aber mit sorgfältiger und oft langwieriger Umgehung der Hindernisse, die sich in den Weg stellten. Joseph geleitete sie auf diesem Wege und führte sie manchmal rascher vorwärts, manchmal über Hindernisse hinweg. Die Abschaffung der Tortur, die sogenannte Urbarialreform, welche ein menschenwürdigeres Dasein der Bauern anbahnte, die Verkündigung der päpstlichen Bulle, welche den Jesuitenorden aufhob, fallen in die Zeit der josephinischen Mitregentschaft.

Alle diese Reformen waren schwerwiegend, von ungeheuerem praktischen Werthe und unschätzbar schon dadurch, dass sie die Starrheit durchbrachen und die Sicherheit der Unrechtshüter erschütterten. Aber es waren durchweg bloss Zugeständnisse an die Zeit der Aufklärung, nicht prinzipielle Neuerungen, welche sich rücksichtslos als die Verwirklichung der Idee hinstellen und den widerstrebenden Elementen die Aufgabe zuwiesen, sich um Concessionen und Compromisse zu bemühen. Man kann das Verhältnis des Regimes, das mit Maria Theresia aufhörte, zu jenem, das mit Joseph II. begann, in das kurze Wort zusammenfassen: Maria Theresia kam der Aufklärung zögernd entgegen, Joseph II. aber stellte sich als ein Überzeugter an ihre Spitze.

Als ein Überzeugter, sage ich, denn es gibt wenig Beispiele in der Geschichte, dass ein Monarch von dem ersten Momente seiner Herrschaft an mit solcher systematischer Sicherheit, Klarheit und Consequenz das ganze Gebäude seiner Thätigkeit vorzeichnete und in Angriff nahm, wie der neununddreissigjährige Joseph, der offenbar alle Zweifel und Fragen als Mensch und Herrscher in

sich durchgerungen hatte, als er die Zügel der Regierung ergriff. Er hatte eben innerlich und äusserlich alles erfahren, was einem Manne die erste und wichtigste Voraussetzung der Herrscherbefähigung: die Herrschaft über sich selbst verleiht. Den Schmerzenskelch des allgemeinen Menschenloses hatte er geleert: eine geliebte Gattin war ihm früh dahingegangen. Den Ehrgeiz der Jugend hatte er in sich bekämpft, da er durch Jahrzehnte genöthigt war, die grössten Reformpläne in seinem Herzen reifen zu lassen. Nichts Menschliches war ihm fremd; denn er hatte, ohne Gepränge, oft unerkannt und immer in möglichst unmittelbarer Annäherung an das Volksthum, die weiten Lande seiner Monarchie durchzogen, den Wünschen des gemeinen Mannes gelauscht, Übelstände an ihrer Quelle beobachtet, Klagen auf ihren Grund hin geprüft und war ohne die herkömmliche Scheu der Grossen dem tiefsten Leide, der freudlosesten Existenz, der beschwerlichsten Arbeit nahegetreten. Man weiss aus den zahllosen Geschichten, die im Volksmunde leben, wie er dadurch die Herzen der Menschen gewann — am meisten aber gewann sein eigenes Herz dabei. In einem Gemüthe, in das die grosse Leidenschaft der Menschenliebe eingezogen ist, findet die kleinliche selbstische Regung keinen Raum mehr. Wer seine Seele mit den Leiden und Bedürfnissen von Millionen erfüllt, gewinnt eine erhabene Herrschaft über alle persönlichen Neigungen und Wünsche.

Auf dieser ethischen Höhe sehen wir den Sohn Maria Theresias an dem Tage seiner Thronbesteigung angelangt. Die erhabenste der Leidenschaften, die keine andere neben sich duldet, schwellt ihm das Herz. Auch wenn er es nicht ausdrücklich in seinen Briefen an Bruder Leopold ausspräche: ein Überblick über die staunenswerth gedrängte Folge der wichtigsten Reformen, die in den ersten Regierungsjahren einander auf dem Fusse folgen und in ihrer Hast den Eindruck machen, als sollte in Tagen nachgeholt werden, was in Jahrhunderten versäumt worden war, müsste uns die Gewissheit geben, dass das ganze persönliche Leben Josephs erfüllt war von dem einzigen Gedanken an das Wohl des Staates und der Menschheit. Dieses Wohl schwebte ihm aber nicht in einer nebelhaften Ferne vor, zu der so mancher Schwärmer bald diesen, bald jenen Aufschwung vergeblich versucht, sondern es hatte für ihn eine feste, systematisch aufgebaute Gestalt angenommen, welche er nach einem von vorne herein entworfenen Plane mit dem Aufgebote seiner ganzen Willens- und Arbeitskraft in die Erscheinung zu rufen versuchte.

Joseph war ganz und voll ein Anhänger der Theorie von der Omnipotenz des Staates. Die Staatsgewalt konnte ihm keine Grenzen haben, denn als ihr Zweck erschien ihm, das Recht und die Wohlfahrt zu verwirklichen, und der Erfüllung dieses Zweckes stellen sich ideell keine Schranken gegenüber. Die Fülle der Staatsgewalt aber war nach seiner vollen Überzeugung vereinigt in dem Willen des Monarchen. Dieser war nicht nur Regent, sondern als oberster Verwalter des Staates berufen, von oben herab mit den einmal für gut erkannten Mitteln dem Staate vollkommene Einheit und innerhalb dieser Einheit den Unterthanen gleiche Rechte und die möglichst besten Bedingungen zur Verwerthung ihrer Arbeit zu bieten. Mit der grenzenlosen Machtvollkommenheit, die Joseph dem Monarchismus zuerkannte, stand der Begriff der grenzenlosen Verantwortung, die der Monarch vor seinem Gewissen tragen sollte, in streng logischer Wechselbeziehung. Seine Grösse und sein tragisches Schicksal ruhten auf dieser unbedingten Gewissenhaftigkeit, auf dieser radicalen Selbstprüfung, welche die ethische Ergänzung seines absolutistischen Glaubensbekenntnisses bildet.

Was ihm kurzsichtige Geschichtsschreiber als Eigenwillen und als Härte ausgelegt haben, war nichts anderes, als die Consequenz eines auf die Spitze getriebenen Pflichtgefühls. Hätten ihn jemals Nebenmotive geleitet, hätte ein Günstling ihn beherrscht, hätte sein persönliches Behagen ihm irgend einen Regierungsact dictirt, so hätten andere Günstlinge, andere Nebenmotiveund widerliche Störungen seines Privatlebens ihm umzustimmen vermocht. Aber da er immer nur der einmal erkannten Pflicht genügte und da er kein höheres Gebot kannte, als diese Pflicht, so war es ihm nur natürlich, sich bis zum Äussersten unbeugsam gegen jeden Widerstand zu erweisen. Er war ein Held und ein Märtyrer der Überzeugung; denn als factische Misserfolge ihn belehrten, dass das Glück, das er säen wollte, nicht aufgegangen war, suchte er die Quelle des Misserfolges, im tiefsten Schmerze immer noch Philosoph und Systematiker, nur in sich selbst. Die Tragik seines Lebens liegt nicht in seinem frühen Tode: sie liegt, wie seine unermessliche Grösse in der Selbstprüfung, die er sich auferlegte. Wir, die wir die spät aufgegangenen Früchte seines Wirkens geniessen, haben Mühe, uns den Zustand begreiflich zu machen, in dem er sich den unglücklichsten und verzweifeltesten der Menschen nannte. Sein Unglück war eben so gross wie seine Menschenliebe und sein Pflichtgefühl. Was ihm im letzten Lebensjahr als

erdrückende Last auf der Seele lag, das war das Bewusstsein, sein Ziel nicht erreicht zu haben, sein System nicht verwirklicht zu sehen, seine Aufgabe nicht erfüllt zu haben. Aber hoffen wir, dass durch die ungeheuere Bitterkeit dieses Schmerzes, durch diese Winterstarre, die der reichsten aller Blüthen folgte, doch vielleicht der warme Lenzeshauch einer Ahnung hindurchzog, dass über kurz oder lang der einmal gelegte Keim zu neuer Blüthe gelange.

Es war also der Standpunkt der absoluten Monarchie und der Omnipotenz des Staates, von dem aus Joseph das Reformwerk, das seiner Seele vorschwebte, begann. Er war in diesem Betracht der grösste praktische Vertheidiger des Monarchismus, den die Geschichte aufzuweisen hat. Wenn wir die grossen Theoretiker seiner Anschauung, die vor ihm, mit ihm und nach ihm wirkten, wenn wir die Dante, Montesquieu, Goldsmith und Mirabeau nach ihren Grundsätzen befragen, so finden wir diese in der Person Kaiser Josephs verwirklicht. Er war, was Jene verlangten: die personificirte Einheit, der verkörperte Staatsgedanken, der einheitliche, unablässig auf das Gemeinwohl gerichtete Willen, der das Regulativ für die einander widerstreîtenden Willenspotenzen bildet und über diesen in gleichmässiger Höhe schwebt. Sein Grundsatz war, der Gesammtheit so nahe als möglich zu sein und Keinem näher als dem Anderen. Von der Krone sollte das Recht ausgehen und gleich dem Sonnenlichte nach denselben ewigen Gesetzen in die schlichte Bauernstube, wie in den stolzen Fürstensaal hineinleuchten. So reflectirte sich in seinem Kopfe die Idee der allgemeinen Menschenrechte, die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Amerika nach Europa mit unwiderstehlicher Gewalt herüberdrang. Diese Einheit herzustellen, war vor Allem eine vollkommene Gleichmässigkeit der Verwaltung nothwendig. Der Geist, von dem der Kaiser als der erste Diener des Staates erfüllt war, sollte sich dem ungeheueren Apparate der Beamtenhierarchie mittheilen und dieser Apparat selbst sollte in den verschiedenen Ländern gleichmässig beschaffen sein. So ruhte auf diesem Gedanken die Abschaffung der alten Sonderrechte der Länder, welche durchaus übereinstimmend war mit der Abschaffung der Sonderrechte der bevorzugten Stände und Individuen. Die Eintheilung des Reiches in dreizehn gleichmässig verwaltete Provinzen war der erste Schritt, die Neuorganisation des Beamtenstandes der zweite auf dieser Bahn. Welcher Gedanke beide Massregeln beseelte, geht am besten aus

dem bedeutsamsten Satze des Handbillets an die Länderchefs aus dem Jahre 1783 hervor: „Das Gute", heisst es dort, „ist nur eines, also darf Religion, Stand und Nation keinen Unterschied machen."

Die Gleichmässigkeit der Verwaltung war also für Joseph II. die Vorbedingung, gleichsam das Gefäss für die Entfaltung des Guten, dem überall die gleiche Entwicklungsfähigkeit geboten sein sollte. Aber eine Unzahl von störenden, aus dem Geiste des Mittelalters herausgewachsenen Gewalten drängte sich diesem Werke des Staates von vorne herein entgegen; am mächtigsten jene beiden wohlorganisirten Elemente, die seit Menschengedenken der Gleichberechtigung die grössten Schwierigkeiten bereitet haben, weil sie ihr drückendes Übergewicht auf die unausrottbaren Schwächen der Menschen, auf die Furcht und auf die Gewohnheit gründen: der Feudalismus und die klerikale Übermacht. Diese Bollwerke des mittelalterlichen Geistes, die wir heute noch nicht ganz überwunden haben, trugen zu Josephs Zeiten noch den Charakter scheinbar unangreifbarer Befestigungen an sich. Der ultramontane Einfluss hatte von den Seelen, der patrimoniale von den Leibern der Bauern Besitz genommen. Der eine war in der Lage, mit den Flüchen Roms und den Schrecken der Hölle, der andere, mit den Schrecknissen der selbstherrlichen Steuerexecution und mit dem Stocke des Patrimonialgerichtes auf kleinen Territorien zu tyrannisiren. In beiden Lagern mussten dem Radicalismus Josephs die gefährlichsten Feinde erstehen. Der Selbstbefreiung hatte man so lange Schranken zu setzen gewusst, dass man sich auf kleinen, zerstückelten Herrschaftsgebieten, wo die Unfreiheit und Uncultur sich seit jeher am geborgensten fühlte, eines Verlustes der drückenden Vorrechte nicht mehr versah. Zum Schrecken aller Volkspeiniger wurde von oben her, vom Throne selbst aus der Versuch der Befreiung gemacht. Hier drohte eine doppelte Gefahr: einmal das traurige Dilemma, entweder den Vortheil oder den Schein der Loyalität aufgeben zu müssen, dann aber die Einigung selbst, die Licht verbreitende, mit ihrer Prüfung in die entlegensten Gebiete dringende Centralisation, welche Allen, „die im verjährten Wust gekauert sitzen," vor hundert Jahren, just wie heute, ein Gräuel gewesen ist. Joseph kannte die Elemente, mit denen er vom ersten Tage seiner Regierung an den Kampf aufnahm. Er wusste wohl, dass der Einfluss der Ultramontanen und der bevorrechteten Stände sich Jahrhunderte lang festgewurzelt hatte und dass eine Reform nur radical, nur durch eine Entwurzelung dieser Mächte herbeizuführen war.

Wäre er bloss staatsklug gewesen, hätte ihn bloss der Gedanke geleitet, die centrifugalen Elemente des Staates nothdürftig zu binden, die Parteien durch einander in Schach zu halten und der habsburgischen Hausmacht nichts zu vergeben: mit einem Worte wäre er für ein sogenanntes Coalitionsprogramm eingetreten, so hätte er sich durch Pacte und Concessionen der einzelnen Elemente zu versichern, auf Kosten der Menschenrechte, der Culturinteressen und der Staatseinheit der Opportunität zu schmeicheln und zwischen den Ansprüchen der augenblicklich mächtigen Egoisten zu vermitteln gesucht. Aber diese Art von Staatsklugheit lag nicht im Charakter des Kaisers. Was er wollte, wollte er ganz und gründlich, mit dem ungebrochenen Zuge der Begeisterung, der rücksichtslosen Hingabe an die Idee, mit dem Ernste und der Strenge des Systematikers. Joseph war ein Radicaler auf dem Thron. Ein Schätzer der Menschen, wollte er die ewigen Menschenrechte in seinem Staate verwirklicht sehen, glaubte er unverbrüchlich daran, dass die Wohlfahrt der Menschen nicht anders zu erreichen sei, als durch die Befreiung und Verwerthung aller im Volke gelegenen nützlichen Kräfte. Die weltliche und geistliche Oigarchie, das sah er vor Augen, hatte die Majorität der Menschen elend gemacht. Die Unbildung liess sie in diesem Zustande verharren und der Egoismus der Bevorrechteten wachte vorsichtig über der Unveränderlichkeit dieser Zustände. Theoretisch hatte das achtzehnte Jahrhundert mit den Grundsätzen, auf die sich solche Zustände gründeten, gebrochen. In der Literatur wurde die Menschenwürde verkündet, der Aberglaube befehdet, der Geist des Volkes zur Selbstschulung angeregt. Praktisch waren bisher nur die Amerikaner, waren nur die Colonisten, die so zu sagen als Männer auf die Welt gekommen waren und nicht erst die Kinderkrankheiten aller Völker durchmachen mussten, mit ihrer Selbstbefreiung vorangegangen. Mit Ausnahme Englands, welches die Tage blutiger Entscheidung längst hinter sich hatte und das Glück einer allmähligen, verfassungsmässigen Erstarkung des Bürgerthums genoss, lag Europa in den Fesseln menschenunwürdiger Zustände, welche sich im grellsten Widerspruche zu den geistigen Errungenschaften des Jahrhundertes befanden. Dieser ungeheuere Widerspruch führte in Frankreich zu jenem furchtbaren, masslos blutigen Kampfe der Gegensätze, in dem die althergebrachte Barbarei barbarisch befehdet und gezüchtigt wurde. Er wurde in Preussen mit staatskluger Geschicklichkeit überdeckt durch das Regime eines grossen Fürsten, der der Aufklärung

schmeichelte und Zucht und Sitte vom Throne herab zu verbreiten suchte. Er wurde aber endlich radical gelöst durch einen Mann auf dem Throne Deutschlands und Oesterreichs, der den Märtyrermuth besass, die Idee des modernen Staates grundsätzlich und mit einem Schlage verwirklichen zu wollen. Dass ein Monarch, der sich ganz und voll als solcher fühlte, sich unbedingt in den Dienst dieser Idee stellte, war eine der merkwürdigsten Erscheinungen und eine der grössten Thaten in der Geschichte der Völker. Denn all die Mächte, welche dieser Idee widerstrebten, suchten — nicht in erster Linie aus Treue, sondern aus Egoismus — den Schutz und die Nähe des Thrones. Vom Throne leiteten sie ihre Rechte her, ihre Sondermacht hielten sie für einen Ausfluss des Gottesgnadenthums und in der Krone erblickten sie nicht das Zeichen des berufenen Herrscheramtes, sondern die höchste petitio principii, die ihnen willkommen erschien als ein Schild gegen alle aus der menschlichen Natur hergeholten Principien. Indem Kaiser Joseph die Sache der kleinen Tyrannen vom Throne aus für verloren gab, verlieh er der Monarchie neue volksthümliche Grundlagen, den Bestrebungen der Unterdrückten die Basis der Loyalität, den Aufklärungsgedanken des Jahrhunderts den starken Arm der höchsten Tradition. Gefährlicher sind die kleinen Volksfeinde, sind die egoistischen Gegner allgemein verbreiteter Bildung, sind die Beschützer der Vorurtheile, sind die Nutzniesser der Knechtschaft niemals angegriffen worden, als durch die Vereinigung des Princips der Autorität mit dem der Freiheit. Um aber diese grosse Brücke von der Autorität zur Freiheit schlagen zu können, mussten kolossale Hindernisse energisch bei Seite geschoben werden. Joseph that dies mit einer beispiellosen Principientreue.

Zunächst musste die Autorität unabhängig dastehen von allen freiheitswidrigen Elementen, und darum verschmähte es Joseph, seine Macht von den Ständen hier und dort durch besondere Krönungen bestätigen zu lassen. Die Einheit des Staates, die ihm, wie wir wissen, Vorbedingung der allgemeinen Wohlfahrt war, durfte durch einseitige Anerkennungen der Krone in dieser oder jener Provinz nicht verdächtig gemacht werden. Indem Joseph die Macht ausübte, wie er sie mit einem Schlage erhalten hatte, und grundsätzlich negirte, sich sie für dies oder jenes Gebiet erst bestätigen zu lassen, überwand er in einem kühnen Schritte ein Heer von widerstreitenden Ansprüchen und Forderungen und bewahrte sich davor, in einen Widerspruch zwischen der Form

und dem Gehalte seiner Regierung zu gerathen. Damit stimmte die Eintheilung des Staates in Provinzen, damit die gesammte Regelung des Staatswesens nach dem einheitlichen, gemeinsamen Culturbedürfnisse zusammen.

Über den Charakter der gleichmässigen Cultur aber, welche über das gesammte Staatswesen verbreitet werden sollte, konnte im Geiste Josephs keinen Augenblick lang ein Zweifel bestehen. Alles, was arbeitskräftig, freiheitsliebend und fortschrittlich im Staate war, war aus der deutschen Cultur herausgewachsen. Diese also war zugleich Mittel und Inhalt der Einigung, Verbindung und Gesittung. So lag denn das Deutschthum dem Kaiser nicht nur im Blute, nicht nur in der römisch-deutschen Kaiserkrone, die ihm in Frankfurt aufgesetzt worden war, sondern auch und vor Allem in der staatlichen Culturmission, für welche er mit Feuereifer eintrat. Der Ausdruck der Reichseinheit erschien ihm von selbst in der deutschen Amts- und Staatssprache gegeben. „Wie viele Vortheile", schreibt er im Rescript vom 11. Mai 1781, „dem allgemeinen Besten erwachsen, wenn nur eine einzige Sprache in der ganzen Monarchie gebraucht wird und in dieser allein alle Geschäfte besorgt werden, wie dadurch alle Theile der Monarchie fester unter einander verbunden und die Einwohner durch ein stärkeres Band der Bruderliebe verknüpft werden, wird Jedermann leicht einsehen und durch das Beispiel der Franzosen, Engländer und Russen davon überzeugt werden." Dem Worte folgte die That. Und wie tief diese That im allgemeinen Bedürfnisse wurzelte, das beweist die Leichtigkeit, mit der sich die bedingungslose Anerkennung der einheitlichen Amtssprache in den deutschen Erbländern — Böhmen mit eingeschlossen — wie von selbst ergab. Konnten doch die Würdenträger des Landes, selbst wenn sie gemocht hätten, in geordneten Verhältnissen sich keiner anderen Sprache bedienen. Keine andere trug den Charakter der Weltbildung und die Bürgschaft der Gemeinverständlichkeit in sich. Wenn schon dem Zwange der Einheitlichkeit, der in der Amtssprache lag, widerstrebt werden sollte, so forderte doch die Zweckmässigkeit auf jedem einzelnen Gebiete mit zwingender Gewalt die deutsche Sprache der Gesetzgebung und der Behörden.

In Ungarn hatte man durch Beibehaltung der lateinischen Sprache dem Eindringen des deutschen Culturelementes zu widerstreben gesucht. Joseph erkannte, dass diese todte Sprache dem Bauern und Bürger unverständlich, den Tod des Rechtsbewusstseins und der Rechtspflege bedeute. Wie die Comitate zu Bezirken

wurden, so traten deutschredende Commissäre an die Stelle jener Obergespane, denen in jedem verwickelten Rechtsfalle ihr Latein ausgegangen war. Und so trotzig heute unsere Nachbarn jenseits der Leitha jener ihnen damals erschlossenen Quelle der Civilisation gedenken, so müssen sie doch zugestehen, dass von den Zeiten Josephs an die Verbesserung ihrer Rechtspflege, der Aufschwung ihres Handels und die durch Colonisation bewerkstelligte Blüthe ihres Ackerbaus datirt.

Die systematisch gegliederte Einheit war für Joseph die Voraussetzung für die Erfüllung der idealen Staatsaufgaben. Es ist Zeit, dass wir an den Kern dieser Aufgaben herantreten und der radicalen Mittel gedenken, durch die Joseph alle Unterthanen des Reiches zu Rechtsbewusstsein, Pflichtgefühl und froher Arbeit, mit einem Worte auf die Höhe der Menschenwürde zu erheben gedachte. Zunächst musste sich diese Aufgabe des Staates mit dem Einflusse der Kirche auseinandersetzen. Solange diese als ein Staat im Staate bestand und ihre Gewalt über die Gewissen dazu ausnützte, den Bürger und den Bauern auf eine Macht ausserhalb des Staates hinzuweisen, seine politischen Anschauungen zu fesseln, seinen Bildungsgrad auf einem möglichst niedrigen Niveau zu erhalten und seine Handlungen in allen weltlichen Beziehungen zu beherrschen, so lange hatte auch alle positive Arbeit des Staates die wühlende Negation an ihrer Seite, so lange war auch der archimedische Punkt ausserhalb des Staatsgebildes vorhanden, von dem aus dieses Gebilde aus den Angeln gehoben werden konnte. Nicht mit der Religion, nicht mit dem Katholicismus, lediglich mit dem Zwange, den die Hierarchie auf den Staat und soine Bürger ausübte, hatten es Josephs Reformen zu thun. Bezeichnender Weise lag ihm der Gedanke einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern fern und, da sein Bruder Leopold eine Nationalsynode und als deren Consequenz eine Loslösung der deutschen Kirche von der römischen Oberherrschaft anregte, meinte er mit einem tiefen Einblick in das Wesen der kirchlichen Disciplin, mit einem Scharfblick, der sich 90 Jahre später in der Bewegung der Altkatholiken bewähren sollte, dass es aussichtslos sei, in dieser Sphäre das Freiheitsgefühl und die nationale Selbständigkeitsregung wachzurufen. „Ich glaube wohl," schreibt er am 14. December 1786 an seinen Bruder Leopold, „dass der Augenblick gekommen wäre für die Bischöfe, durch ihre Vereinigung einen gewaltigen Streich zu führen und sich für alle Zukunft der Fesseln des römischen Hofes zu entledigen. Aber ob sie das thun werden,

das ist es, woran ich zweifle. Die Meisten von ihnen sind blind für ihre Angelegenheiten und lassen sich von ihren Untergebenen leiten. Eine Nationalsynode würde niemals enden und man würde sich auf derselben mehr mit anderen Dingen als mit geistlichen Reformen beschäftigen.“ Diesem Scharfblicke entspricht die scharfe, staatsmännische Distinction, mit der Joseph seine persönliche Haltung zur Kirchenfrage in demselben Briefe klar stellt. Sie liest sich wie ein Programm jener Politik, welche in Österreich endlich zu dem Bruche mit dem Concordat, in Deutschland zu den Maigesetzen geführt hat. „Was die kirchlichen Einrichtungen der Monarchie angeht,“ sagt der Kaiser, „so habe ich nichts angetastet, was das Dogma, den Ritus oder die innere Disciplin betrifft. Die Einkünfte und Anstellungen der Einzelnen waren die Gegenstände, die ich in's Auge gefasst habe; von dem Bestreben ging ich aus, sie alle zu bezahlten Beamten zu machen, und das habe ich allmählig erreicht. Dazu aber bedarf es keiner Sanction einer Synode und ich gestehe, dass ich eine allgemeine Versammlung meiner Bischöfe fürchten würde, weil sie noch sehr weit von jenen zweckmässigen und vernünftigen Grundsätzen entfernt sind, in denen ich sie zu haben wünschte.“ In diesen Worten liegt ein wahrhaft staatsmännisches Programm ausgesprochen, das seither die liberale Strömung des Jahrhunderts zu dem ihrigen gemacht hat. Das Princip der Gewissens-Freiheit verbietet einen Eingriff in das innere Getriebe der Kirche, sei er zu Gunsten oder zu Ungunsten der am meisten verbreiteten Religion, soweit innerhalb dieser Kirche sich keine staatsgefährlichen Elemente regen; aber insoweit die einzelnen Würdenträger der Kirchen Schutz und Anerkennung vom Staate verlangen, soweit sie im Auftrage des Staates Pflichten erfüllen, sind sie seiner Aufsicht und seiner Oberherrlichkeit untergeordnet. In diesem äusseren Verhältnisse der Kirche zum Staate, das entscheidend ist für die Möglichkeit der freien Schule, der rückhaltlosen Vaterlandsliebe und der individuellen Freiheit, ging Joseph, ohne das ethische Moment der Religion in irgend einem Punkte anzutasten, rücksichtslos und radical zu Werke. Hier bewerkstelligte er in der That eine Reform an Haupt und Gliedern. Am 26. Mai 1781 verordnete er, dass keine päpstliche Bulle ohne vorherige Genehmigung des Landesfürsten zur Verkündigung gelangen dürfe. Zu gleicher Zeit wurde mit der Aufhebung des Verbandes der Landesklöster begonnen, welche, unter ihren Ordensgenerälen strenge geeinigt und mit dem Auslande in stätiger Verbindung, eine dunkle, den weltlichen Regierungscommissären unzu-

gängliche Macht im Staate bildeten. Hiedurch wurde zum ersten Male die Möglichkeit geschaffen, mit der Leuchte der modernen Bildung in die alten Burgen des Mönchswesens einzudringen und den Werth von Vereinigungen zu prüfen, welche ein unermessliches Capital an materieller und geistiger Volkskraft verschlangen und unbeaufsichtigt auf die Herzen und die Güter der Bevölkerung Anspruch erhoben. Die Prüfung ermöglichte die Unterscheidung und Beurtheilung und der Kaiser verschaffte sich die Gewissheit, dass in einer bedeutenden Anzahl von Klöstern weder Seelsorge, noch Schulbildung, noch Krankenpflege, sondern einfach die Beschaulichkeit, also das Grundübel alles menschlichen Vorkommens: die Trägheit gepflegt und gefördert werde. So folgte der Aufhebung der Landesvereinigungen die von Staatswegen verfügte Aufhebung von 65 derartigen Klöstern (etwa einem Siebentheil der damals in Oesterreich bestehenden), deren Güter, im Betrage von $9^1/_2$ Millionen, zu einem Religions- und Studienfonde zusammengefasst, ihrer wahren Bestimmung: der Schulbildung und der Seelsorge zurückgegeben wurden.

Und ebenso, wie Joseph bemüht war, innerhalb der herrschenden Kirche die Priester und die Laien von jedem Hindernis in der Erfüllung ihrer Staatsbürgerpflichten zu befreien, ebenso energisch und principientreu nahm er sich des Schicksals jener Millionen von Staatsbürgern an, welche um ihres Glaubensbekenntnisses willen seit Jahrhunderten von dem vollen Genusse der Menschenrechte ausgeschlossen waren. Gleich im ersten Regierungsjahre, im Juni und October 1781 begann er mit den Toleranzpatenten, welche den Gewissen zahlloser Unterdrückten die Freiheit, welche den Namen-, Besitz- und Rechtlosen die staatliche Gleichberechtigung verliehen. Es war ein Triumph der Menschenliebe über die durch Jahrhunderte gefestigte Macht des Vorurtheils; es war ein Triumph der Menschenrechte über den Jahrhunderte langen Wahn der Bevorrechtung, es war eine der grössten Thaten, die sich in der Aufklärungsperiode den grossen Worten beigesellten. Deutschlands Kaiser verwirklichte die Ideen, welche um dieselbe Zeit die deutschen Fürsten der Dichtung, der Sänger des Carlos und der Denker des Nathan, verkündet haben. Rechte und Pflichten wurden den Unterdrückten zurückgegeben. Geltung im Staate, aber auch zugleich Gesittung, Versöhnung mit den culturellen Errungenschaften des Jahrhundertes. Würde und Werth hoben Tausende aus dem Stande der Vereinsamung und der Verkümmerung zu freien Bürgern des modernen Staates

empor. Und echt und ganz wurde dieser Act der Befreiung eben dadurch, dass nicht nur gegeben, sondern auch gefordert wurde, dass — mit der Verkündigung der bürgerlichen Achtung zugleich der Aufruf zur bürgerlichen Selbstbethätigung erfolgte — dass, wie der grosse Mensch auf dem Throne sagte, die Missvergnügten und Zurückgesetzten in nützliche und fleissige Förderer des Gemeinwohls umgewandelt werden sollten.

Durch die kirchlichen Reformen und durch die Toleranzpatente war eine Zwingburg des Mittelalters gefallen. Furchtbar empfand man den Schlag in jener Herrenburg des römischen Geistes, wo die traditionellen Gegner der freien staatlichen Entwickelung noch immer vorsichtig die Monarchie aller Monarchien bewachten. Auf den Ausnahmspapst Clemens Ganganelli, der seiner Zeit auf Josephs Fürsprache auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden war und durch Aufhebung des Jesuitenordens die Erwartungen des österreichischen Mitregenten gerechtfertigt hatte, war unterdessen Pius VI., ein glatter, höfisch gewandter, aber zäher Feind der Aufklärung gefolgt. Pius beschwerte sich, bat, drohte und entschloss sich endlich, durch die Macht seiner Gegenwart auf den freien Sinn des Kaisers umzuwirken.

Joseph vernimmt gelassen die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Papstes. „Er wird," so schreibt er an seinen Bruder, „in mir einen ehrfurchtsvollen Sohn, einen gegen seinen Gast höflichen Hausherrn, endlich einen guten Katholiken, gleichzeitig aber einen Mann finden, der erhaben ist über die Phrasen und etwaigen tragischen Scenen, fest, sicher und unerschütterlich in seinen Grundsätzen und ohne jede andere Rücksicht, nur das Wohl des Staates anstrebend, über welches bei ihm kein Zweifel besteht." Dem Papste wollte der Kaiser geben, was des Papstes ist, aber sein Entschluss war gefasst, auch den geringsten Eingriff in die Sphäre der Staatsgewalt und jeden Versuch, die Bürger dem Staate untreu zu machen, mit offener Zurückweisung zu beantworten. „Eine Allocution des Papstes in voller Kirche," schreibt Joseph in Erwartung des päpstlichen Besuches, „würde eine unglaubliche Scene hervorrufen, denn ich könnte mich nicht enthalten, ihn zu unterbrechen und ihm Stillschweigen aufzuerlegen."

Der Papst kam und sah, dass er nicht siegen könne. Er erwartete vielleicht einen heissblütigen, sanguinischen Schwärmer und fand einen auf alle Fälle gefassten Mann auf dem Throne Oesterreichs. Alle äusseren Ehren wurden dem Oberherrn der Kirche erwiesen. Hunderttausende bildeten nach Josephs eigenem

Berichte Spalier, als der Kaiser in Gesellschaft des Papstes nach Wien kam und Wien verliess. Aber die wohlabgemessene, staatsmännisch abpegrenzte Höflichkeit war nur die übergoldete Schranke, die dem Eingriff der Kirche in die Staatsgewalt gesetzt wurde. Oft hatte Rom mit dem Träger der deutschen Krone unterhandelt, oft und oft hatte die Waage des Vortheils geschwankt, waren Rechte und Vorrechte der Herrschaft getauscht worden. Ähnlich mochte sich Pius den neuen Conflict gedacht haben, als er sich von seiner persönlichen Beredsamkeit Erfolge versprach. Er hatte sich getäuscht. Er fand in seinem Gegner einen Vertheidiger der Staats- und Menschenrechte, der nichts für sich, Alles für Alle begehrte und im Namen Aller dem Papste nichts gewähren durfte. Mit äusserlichem Gepränge, angestaunt und nach dem Wunsche des Kaisers von der Menge begrüsst, verliess der Papst die Residenz des Kaisers und hatte inmitten dieser Ehrenbezeugungen das Vollgefühl des tiefsten Misserfolges. Er verhehlte sich nicht, dass sein Besuch in Wien ein historisches Gegencanossa gewesen, und vielleicht gestand er sich im Stillen, dass das kirchliche Canossa Gregors eine That des Übermuths, das weltliche Josephs aber eine That des Freimuths gewesen.

Unbekümmert um die Conferenzen, die der Papst mit deutschen Kirchenfürsten pflegte, um Mittel zur Bekämpfung des vermeintlichen Unheils zu finden, schritt Joseph weiter auf der einmal betretenen Bahn; der Glaube durfte Niemandem mehr in seinen Staaten das Zeichen der Knechtschaft aufdrücken; aber auch die an der Abstammung, an der Frohnarbeit und an der Scholle haftende Sklaverei sollte das Menschthum fürder nicht erniedrigen: die zweite Zwingburg des mittelalterlichen Geistes, der Feudalismus war dem Untergange geweiht. „Ist es nicht Unsinn, zu glauben," ruft Joseph aus, „dass die Obrigkeiten das Land besessen, bevor noch Unterthanen waren, und dass sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die letzteren abgetreten haben? Mussten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davon laufen, wenn Niemand den Grund bearbeitete? Ebenso absurd wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm und nicht er dem Lande zu, Millionen Menschen seien für ihn gemacht und nicht er für sie, um ihnen zu dienen." Niemals ist ein Thron höher geehrt worden, als durch diese radicalen Worte, die vom Throne herab gesprochen wurden. Die Zerstörung der Fiction, dass ein Mensch unter dem Zwange sklavischen Dienstes geboren werde — einer Fiction, welche ein Auswuchs am schönen Culturkörper der Antike war und sich als

gesellschaftliche Krankheit bis in die neue Zeit fortschleppte — war eine geistige Eroberung des 18. Jahrhunderts und Joseph II. hat diese Eroberung in's Leben übertragen. Die landläufige Geschichtsschreibung ist reich an Lobesphrasen für jene Monarchen, welche die Grenzen ihrer Reiche weiter hinausgeschoben und mit Feuer und Schwert neue Provinzen an ihr Reich gekettet haben; aber im Andenken des Volkes wird kein Monarch höher stehen, als der, der Grund und Boden für sein eigenes Volk zurückeroberte und der es für seine erste Pflicht erkannte, ein Mehrer des Reiches zu sein für seines Reiches Bürger und Bauern. Das Urbarialpatent hatte schon unter Maria Theresia die Fesseln der Herrschaftsunterthanen gelockert und die Last der Abgaben, welche der Bauer zu leisten hatte, gemildert; aber immer noch war die Menschenwürde des sogenannten Unterthanen auf allen Gebieten der freien Selbstbethätigung aufs Tiefste erniedrigt. Der Unterthan entrieth jener Menschenrechte, auf denen trotz aller Befehdung des Naturrechtes heute wie ehemals die Entwickelungsfähigkeit des Einzelnen wie der Gesellschaft ruht. Joseph gab den Bauern seines Reiches durch völlige Aufhebung der Leibeigenschaft das Eigenthumsrecht an Grund und Boden, die Freiheit der individuellen Entschliessung in allen Fragen des Privatlebens und die Gleichberechtigung vor der Justiz des Staates zurück. Der Nutzniesser wurde zum Eigenthümer, die Arbeit brachte Besitz, das Mass der Abgaben, einschliesslich jener für den Staat, durfte eine gewisse Grenze nicht übersteigen, die Schmach, in der Wahl eines Weibes vom Gutsherren abhängig zu sein, die Beschränkungen des Erbrechts wurden aufgehoben und der Tyrannei der Patrimonialjustiz durch das Recht der Berufung an höhere Instanzen grundsätzlich ein Ende gemacht. Nicht mit einem Schlage waren die verworrenen und vielfältigen Verhältnisse der Feudalherrschaft zu ändern, aber Joseph wurde nicht müde, in einer langen Reihe von Patenten und Verordnungen den verwickelten Knoten aufzulösen und all die vielfältigen Schlingen zu zerreissen, in die Jahrhunderte langer Missbrauch das Menschenrecht der Unterthanen eingefangen hatte.

Aber indem er überall verjährtes Unrecht vernichtete, und unablässig alle Missverhältnisse des Druckes im Staate erwog, um sie zu beseitigen, indem er die ökonomische Freiheit, die Gewissensfreiheit und die Freiheit der persönlichen Entschliessung allen Staatsbürgern gleichmässig zuerkannte, gab er sich darüber keiner Täuschung hin, dass der Jahrhunderte lange Druck vielfach in den Menschen die Sicherheit der freien Bewegung, das Bewusstsein ihrer

Rechte, das Bedürfnis der geistigen Erhebung und das Verantwortlichkeitsgefühl des Staatsbürgers zerstört habe. Die Augen der Befreiten mussten sich an das Licht gewöhnen, die geschwächten Theile des Volkes mussten lernen, aufrecht zu stehen und ihre Rechte zu behaupten, die zum Genusse der vollen Gleichberechtigung eingelade nen Staatsbürger sollten zur Fähigkeit, entsprechend dem allgemeinen Besten zu dienen, herangezogen werden. Durch alle Verfügungen Josephs, welche diesen Zweck verfolgten, geht der leuchtende Grundgedanke hindurch, dass Wissen und Arbeit den Menschen adle. Er bekannte sich zu der physiokratischen Theorie, welche den Ackerbau als das Fundament des staatlichen Wohlstandes auffasst. Aber die höhere Theorie der Menschenliebe bewahrte ihn in diesem Punkte vor jeder Einseitigkeit. Jedes Gebiet nützlicher und aufklärender Thätigkeit, jede positive Regung des menschlichen Geistes, jede auf Hebung des materiellen Wohlstandes und der geistigen Blüthe gerichtete Arbeit, fand von seiner Seite aus Anregung und Schutz.

Die Quelle aller Verbesserungen erblickte auch er schon in der Verbesserung der Volksschule und in der möglichsten Verallgemeinerung ihrer Wirksamkeit. Man darf wohl von ihm sagen: er hat den ersten grossen deutschen Schulverein in Oesterreich gegründet. Alle Gedanken, die wir heute noch mit Begeisterung zu verwirklichen streben, waren ihm gegenwärtig. Unentgeltlichen Schulbesuch, Schulzwang, Aufhebung der clericalen Bevormundung der Schüler und Lehrer sehen wir schon durch ihn verwirklicht. Schon im Jahre 1772 schrieb er in einem Gutachten über den ihm vorgelegten Studienreformplan: „vor allem müsse man trachten, dass alle Unterthanen nach Möglichkeit schreiben, lesen und rechnen lernen.“ Fürwahr ein Wort, das jenem weltberühmten Heinrich IV., der nicht eher ruhen wollte, als bis jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe, weitaus überlegen ist, so überlegen, wie das Wesentliche dem Zufälligen, wie die radicale Erkenntnis dem frommen Wunsche.

Josephs Sorgfalt für die Unterrichtsanstalten, als die Quellen dauernden Fortschrittes, erstreckte sich auf die ganze Stufenleiter der Schule. Es lag ihm ebenso sehr am Herzen, eine stolze Höhe, wie eine breite Basis des Unterrichtswesens zu schaffen. Unter seiner deutschen Herrschaft wurde mit der deutschen Sprache der Strom des lebendigen Wissens und der unmittelbaren Überlieferung in die Universitäten geleitet, unter seiner österreichischen Herrschaft Stellung und Freiheit der Universitätsprofessoren gehoben. Er hob unter Anderem die Verpflichtung der Forscher und Ge-

lehrten auf, einen Eid auf die unbefleckte Empfängnis zu schwören, indem er klar und bündig erklärte, dass nur gewisse Wahrheiten zum Gegenstande eines Eides gemacht werden können.

Doch nicht nur eine Anwartschaft auf die Zukunft, die möglichst tief eingreifende Erfüllung der Staatsaufgabe in der Gegenwart war die rastlose Sorge des Kaisers. Aus verrotteten Rechtszuständen versuchte er die Justiz zur Klarheit, Bündigkeit und Consequenz der Rechtspflege emporzuheben. Zeugnis dessen seine noch heute in Österreich geltende Gerichtsordnung, sein Ehepatent, der erste Theil des bürgerlichen Gesetzbuches, vor Allem sein Strafgesetzbuch mit der Inschwebehaltung der Todesstrafe, mit der erhöhten Bedeutung der Zurechnungsfähigkeitsfrage, mit einem die Bestimmungen der Theresiana mildernden Verhältnisse zwischen Verbrechen und Strafe, zugleich aber mit der erbarmungslosen Gleichberechtigung gegen alle Privilegirte, deren Principientreue in dem zum Gassenkehren verurtheilten gräflichen Verbrecher ihr für jene Zeiten monumentales Beispiel gefunden hat.

Die josephinische Strafgesetzgebung ist nicht ohne Härte; sie rechnet mit scharfen Mitteln, die seither überwunden sind. Aber ihre leitenden Ideen sind uns heute noch die massgebenden und wegweisenden. Ihre Tendenz, die auf die Erziehung des Menschengeschlechtes gerichtet ist, gilt uns noch heute als die edelste, die der Staat in der Strafgesetzgebung verfolgen kann.

Kühn und stolz waren die Pläne des Kaisers auf dem Gebiete der ökonomischen Verbesserung, der Industrie und des Handels. Auch hier wurden die alten Fesseln abgestreift, Privilegien und Zunftzwang fielen der Reform zum Opfer. Dagegen wurde das Princip des Schutzzolles als die Voraussetzung der inneren Kraftentfaltung festgehalten, dem Export wurden neue Wege gebahnt, zumal dem Handel mit dem Oriente durch Verträge, neu gegründete Stapelplätze und staatlich begünstigte Expeditionen ein neuer Aufschwung gegeben. Grossartig war das Werk der Colonisation im Inneren des Staates. Die Bevölkerung hob sich in sechs Jahren von 20 auf 25 Millionen, Ungarn und Galizien erhielten zu jener Zeit den Zuwachs der tüchtigsten und arbeitsamsten Elemente, denen die noch heute bestehenden Inseln des materiellen Wohlstandes ihre Gründung verdanken. Durch all diese Verfügungen zieht sich der dominirende Grundgedanke hindurch, Österreich mächtig, angesehen, einheitlich, zu einem blühenden deutschen Culturstaate zu machen.

Derselbe Gedanke beseelte auch die äussere Politik des Kaisers, jene von schmerzlichen Misserfolgen begleitete Politik, welche, gross und kühn gedacht, leider ebenso sehr der nothwendigen Voraussetzungen wie der heilsamen Consequenzen entrieth, welche scheitern musste an den Fehlern, welche vor dem Regime Josephs Wurzel geschlagen hatten, an den Schwächen, welche nach ihm die Spuren grosser staatsmännischer Absichten vernichteten. Wir wollen nicht ausführlich der traurigen Tage gedenken, in denen sich die Niederlande, ein verhängnisvolles Erbtheil, das weder geographisch, noch volksthümlich mit dem Staate zusammenhing, als ein anorganischer Bestandtheil von der Monarchie loslösten, nicht des gescheiterten Lieblingsplanes, den Joseph hegte: der Absicht, die Niederlande gegen Baiern zu vertauschen und der grossen süddeutschen Monarchie die nationale Führung im Reiche zu sichern. Auch jene erschütternde Katastrophe in der Türkei wollen wir nur andeuten, in der der Kaiser als hochherziger, unverbrüchlich treuer Bundesgenosse, treu, opferwillig und muthig bis zum Momente der Verzweifelung ausharrte und den Keim der Todeskrankheit in sich aufnahm. Wir wissen, dass Josephs Leben geendet hat, wie eine grosse erschütternde Tragödie.

Wo immer es einen Druck gibt, gibt es auch einen zweifachen Pöbel, der aus den egoistischen Unterdrückern und aus den Bedrückten herauswächst. Diesen wie jenen Pöbel wollte Joseph reformiren — und die doppelköpfige Hydra stand mächtig gegen ihn auf, als das Glück des äusseren Erfolges in der Türkei und in den Niederlanden von ihm geflohen war. Ein todtkranker Mann vom Kriege zurückgekehrt, fand er Missvergnügte und Widersacher, wohin er blickte.

Ja, er war leider nicht nur ein Schätzer, er war ein Ueberschätzer der Menschen. Er hatte dem gedruckten Worte die Freiheit verliehen, er hatte, ebenso stolz als gross, jede Kritik an der Majestät gestattet — und man beutete die Freiheit seiner Büchercensur aus, seine Absichten zu verdächtigen, seine Werke zu verunglimpfen, seine Ideen dem Gespötte preiszugeben. Vor Allem war der pfäffische Witz, diese hässliche Karikatur des Humors, unablässig thätig, den grössten Menschenfreund auf dem Throne in den leichtgläubigen Kreisen der Bevölkerung zu verleumden. Die Thörichten gingen an seinen Gründungen vorbei, an den Schulen, an den Waisenhäusern, an den Armenanstalten, die er für sie ins Leben gerufen

hatte, und errötheten nicht, die Pamphlete gegen ihren Wohlthäter zu lesen und zu verbreiten. Das hässlichste von allen Lastern ist der Undank. Joseph empfand die giftigen Bisse des Ungethüms. Er arbeitet und ringt wie ein Heros und schreibt noch im Jahre 1789 mit philosophischer Ruhe: „Ich nehme an, dass mein Leiden mir bleibt, aber ich werde nicht aufhören, mit allen physischen und moralischen Kräften, die mir bleiben das zu thun, was der Dienst und das Wohl meines Vaterlandes verlangt, ohne an die Folgen zu denken, welche daraus für die Dauer und Annehmlichkeit meiner Existenz entspringen können.“ Endlich bricht seine Riesenkraft zusammen. Körperlich elend, der „unglücklichste Mensch“, wie er an seinen Bruder schreibt, sieht er sich von einem Heer von Missvergnügten, von Hetzern und Schmähern umgeben. Soll der Staat in seinen Functionen erhalten bleiben, soll Unverstand und Übermacht der reactionären Elemente nicht die auflösende Revolution herbeiführen, so muss er die halbe Arbeit seines Lebens vernichten oder vielmehr vertagen. Auch in diesem Momente, in dem er nachgibt, in seinem Gefühle ein Kaiser derer, die da kommen werden, erscheint er uns gross, liebenswerth und edel. Er hatte noch in den Jahren seines Glückes und seines stolzen, ungemessenen Strebens einmal zu einem gelehrten Manne gesagt: „Sie wissen ja, wie es mit den Schöpfungen der Menschen geht, Sie als Mann der Wissenschaft am besten. Den Faden, den der Eine spinnt, reisst der Andere entzwei, und vielleicht erst nach fünfzig oder mehr Jahren wird der Faden wieder aufgenommen.“ Er hatte an dem Faden Oesterreichs gesponnen und nun drängte man ihn, den Faden zu zerreissen. That er es wirklich? Nein! Er gab in hundert Stücken nach, aber seine grössten Schöpfungen blieben erhalten. Die Einführung der Gewissensfreiheit, die Aufhebung der Leibeigenschaft hat Niemand mehr rückgängig machen können; die Unterdrückten blieben befreit und hatten Zeit, sich auf ihre Freiheit zu besinnen. Just, als die fünfzig Jahre um waren, von denen Joseph gesprochen hatte, nahm man den Faden wieder auf, eben da, wo ihn Thorheit, Egoismus und Undank der edelsten Hand entwunden hatten.

Ehe wir aber den welthistorischen, versöhnenden Abschluss der Lebenstragödie des grössten Menschenfreundes in's Auge fassen, wollen wir noch einmal das Gebäude jener inneren Staatsreform, das Joseph in einem Zeitraum von acht Jahren aufgeführt und gekrönt hat, überblicken. Das Fundament ist der

Glaube an die Dignität des Menschen, die Begeisterung für die Menschenwürde. Darauf ruhen als weitere Grundlagen und emportragende Stufen die Principien der Gewissensfreiheit, des freien Gedankenausdrucks, der Gleichberechtigung, der den Menschen adelnden Arbeit. Die Säulen des Gebäudes, welche es umgrenzen und doch den frischen Lufthauch von aussen nicht abhalten, sind die Einheit, welche Kraft und Schutz verleiht und dem Übermuthe der Mächtigen Schranken setzt, eine Justizpflege, welche ohne Ansehen der Person ihre Aufgaben erfüllt, die Humanität, welche die Leiden, die aus den ewigen Gebrechen der Menschennatur herrühren, mildern will und endlich die deutsche Cultur, welche die Zurückgebliebenen aus dem Stande der Halbbarbarei auf das Niveau der Bildung emporhebt. Die Krönung des Gebäudes ist der Staat, von der Seite seines höchsten Berufes gefasst: eine Gemeinschaft, in der alle solidarisch für die Wohlfahrt des Ganzen wie des Einzelnen zusammenstehen. Wir dürfen ohne Übertreibung sagen: Kein Monarch hat jemals Grösseres geplant, Erhabeneres unternommen. War es möglich, auf einem von tausendfältigen Egoismen unterwühlten Boden, in einer noch von alten Vorurtheilen gesättigten Zeit, innerhalb eines Staatsverbandes, in dem die Begünstigten trotzig auf ihre Vorrechte pochten und die Unterdrückten erst das lebendige Gefühl ihrer Rechte gewinnen mussten — war es möglich, unter solchen Bedingungen dieses Gebäude aufzuführen und für die Dauer zu vollenden? Nein! Aber wäre es möglich, an diesem Gebäude heute noch fortzuarbeiten, mit Vertrauen und Zuversicht dessen Vollendung zu erhoffen, nach partieller Zerstörung immer wieder Stein auf Stein zu fügen, wenn nicht von Zeit zu Zeit die grössten, begabtesten und opferwilligsten der Menschen ihr persönliches Glück, ihren Vortheil und ihr Behagen muthig dafür auf's Spiel setzen, den Sinn zum Grossen zu erheben, die Heiligkeit der höchsten Menschengüter zu verkünden und von dem Aufgehen des Einzelnen in der Gesammtheit ein erhabenes Beispiel zu geben? Abermals nein! Verloren wäre die Menschheit ohne jenes Streben, das es muthig darauf hin wagt, zu beginnen und anzubahnen, gleichviel ob der grosse Cirkel der Idee zum Ausgangspunkte des individuellen Ichs zurückkehrt, oder nicht. Jahrhunderte sind die Quadern, aus denen sich der Bau der Menschheit fügt — Jahre sind die Bausteine unseres individuellen Lebens. Wohl uns, dass es Naturen gibt, die vor der Last, die in der Arbeit des Jahrhunderts liegt, nicht zurückschrecken, wenn sie

auch physisch darüber zusammenbrechen und erst späten Enkeln der Aufblick zu ihrem kühnen Bau gestattet ist. Sie sind die Menschen κατ' ἐξοχήν, die grossen Arbeiter der Gesammtheit, die opferwilligen Freunde Aller, die jedem Einzelnen höher stehen müssen, als seine persönlichen Freunde, und ein Mensch in diesem Sinne, ein Arbeiter, ein Freund vor allen Freunden war Kaiser Joseph auf dem Throne.

Die Geschichtsschreibung ist nicht die Geschichte selbst. Die Geschichte lebt als ein Objectives in der Entwicklung der Menschheit und in der Empfindung der Völker und die Geschichtsschreibung ist im besten Falle das redliche, subjective Bemühen, diese Objectivität abzuspiegeln. Während der Instinct des Volkes Kaiser Joseph in der ungebrochenen, einmüthigen Begeisterung feiert, begleitet die Geschichtsschreibung die hohe Anerkennung für das Wollen und Wirken des gekrönten Philanthropen mit einem dreifachen Vorwurf: Er hat, sagen die Einen, angestrebt, was er nicht erreichen konnte — er hat, sagen die Zweiten, allein durchführen wollen, was nur durch die Mitwirkung des Volkes zu schaffen ist — er hat, sagen die Dritten, im Sturmeseifer der idealen Begeisterung des historisch Gewordenen nicht geachtet.

Was ist absolut unerreichbar? Das allein, was den ewigen Gesetzen der Logik widerspricht. Finden wir aber irgendwo in dem Staatsgebäude Josephs II. eine logische Lücke, einen inneren Widerspruch? Nein! Die Widersprüche waren gegeben in äusseren Bedingungen, in widerstrebenden Tendenzen, in einem Übermass der materiellen Kräfte auf der einen, in dem Mangel auf der anderen Seite. Also nicht unerreichbar im Allgemeinen, nur unerreichbar für seine Zeit und seine Umgebung waren die positiv und staatsmännisch gefassten Zwecke seiner Regierung, erreichbar aber waren sie im Laufe der Geschichte; denn zum Theile sind seine Grundsätze aufs Neue Grundrechte des Staates geworden, zum Theile sind sie in Fleisch und Blut der Bevölkerung übergegangen und ringen aller Orten nach der gesetzmässigen Geltung. Was für ein Vorwurf kann ihn also treffen? Nur der Vorwurf des Egoisten, der, gewohnt, über die Spanne des eigenen Lebens nicht hinauszublicken, bewusst oder unbewusst den Massstab seines Egoismus an die Thaten grösserer und reinerer Charaktere anlegt. Hüten wir uns davor, dass solcher Egoismus sich in unser Urtheil einschleiche; denn mit jener Nüchternheit, welche die persönliche Aufopferung für die Erfüllung der Idee verurtheilt, geben wir die Arbeit der Menschheit verloren.

Man sagt ferner: Joseph wollte das Heil des Volkes gegen den Willen des Volkes, er befragte die Menge nicht, ob sie frei und glücklich sein wolle, er wollte sie vielmehr zu ihrem Heile zwingen. Wir aber fragen dagegen: Wo waren die nothwendigen Bedingungen für die Verfassung, für die Volksvertretung in dem Staate, den Joseph II. überkam, gegeben? Wo waren die Menschen mit dem lebendigen Staatsbürgerbewusstsein, mit der trotzigen und freimüthigen Betonung des persönlichen Rechtes, wo war der Ehrgeiz und die Opferwilligkeit eines Volksvertreters in dem damaligen Oesterreich zu finden? So weit das Auge des Kaisers reichte, gab es keine Staatsbürger, sondern nur Unterthanen und nicht etwa bloss Unterthanen des Kaisers, sondern Unterthanen der Stände, der Magnaten, der Gutsherren, der Klöster und der Bischöfe. Die Reste eines Repräsentativsystemes, die morschen und faulen Überbleibsel aber, welche der Kaiser vorfand, waren nicht nur nicht von demokratischen Geiste beseelt, sondern sie vertraten den bösartigsten Gegensatz aller demokratischen Bestrebungen, sie stellten die zerfallende Form einer überlebten Oligarchie dar, sie waren nicht mehr und nicht weniger, als das brüchige Gefäss für die Herrschaft des Adels und der Geistlichkeit. Das ist es, was man darunter zu verstehen hat, wenn von repräsentativen Einrichtungen jener Zeit, wenn von Landtagen und Vertretungen die Rede ist. Auf der einen Seite also eine in der weitaus grössten Mehrheit in ihrem Willen gebundene, in ihrer Willenskraft arg geschwächte Bevölkerung, auf der anderen eine Herrschaft Weniger, die sich in Versammlungen zusammenthuen, nicht um das Volk zu vertreten, sondern um die eigenen Ansprüche gegen einander abzuwägen. Im Angesichte solcher Zustände war die Aufgabe für den Menschenfreund auf dem Thron vor Allem die, das Staatsbürgerbewusstsein zu wecken, unter Millionen die Solidarität im Dienste der Staatsidee zu pflanzen und zwischen Thron und Volk auf dem Grundpfeiler der Menschenrechte eine Brücke zu schlagen. Diese kolossale Arbeit der Volkserziehung, welche die natürliche Grundbedingung alles verfassungsmässigen Lebens bildet, hat Joseph II. begonnen und fortgeführt. Die Trümmer eines Repräsentativsystems, die er vorfand, waren die Verneinung des modernen Verfassungsrechtes. Diese beseitigt zu haben, die ersten Grundlagen des Verfassungslebens durch ein gemeinsames Niveau der Menschenwürde für alle Staatsbürger geschaffen zu haben, das ist sein Verdienst, seine grosse, unschätzbare Vorarbeit für das Verfassungsleben in Oesterreich.

Und nun sagt man, dass er mit dem historisch Gewordenen nicht gerechnet habe. Wahr ist es, dass er sich durch eingewurzelte Missbräuche, durch lieb gewordene Gewohnheiten der Schwäche, durch lang behauptete Ansprüche des Unrechts in seinen Bestrebungen nicht einschüchtern liess. Aber ist denn nur das Gewordene und nicht auch das Werdende historisch? Hat der Trümmerhaufe mehr geschichtliche Bedeutung als der emporstrebende Bau und liegt mehr historische Macht in dem Erstarrten, als in dem lebendigen Flusse der Entwickelung? Fast scheint es so, als ob auf mancher Seite die geschichtliche Geltung in diesem Sinne aufgefasst würde und als ob man geneigt wäre, den Tiefsinn des Hegel'schen Satzes: „was ist, ist vernünftig" zu missdeuten in die Banalität: vernünftig ist dies und das, weil es gewesen ist.

Wir Alle, sind erfüllt von Ehrfurcht vor der historischen Richtung, die in unserem Jahrhunderte die Wissenschaft so weit vorwärts gebracht hat. Sie hat in der Jurisprudenz eingeschränkt die allzu kühnen Hypothesen des Naturrechts, sie hat in der Nationalökonomie den Blick gelenkt auf die Herrschaft der menschlichen Bedürfnisse, sie hat Licht gebracht in die Geschichtsschreibung, indem sie dieselbe darauf hinwies, die Geschichtsphilosophie auf die tieferen Grundlagen des ganzen Culturlebens der Völker zu bauen. Aber indem wir uns freuen, der Vielfältigkeit der Erscheinungen nachzugehen und tiefer einzudringen in die Verzweigungen und Kreuzungen der Gesetze, denen alles Natürliche unterworfen ist, hüten wir uns davon, über der Fülle der Erscheinungen das Gesetz aus den Augen zu verlieren und in jenen fehlerhaften Cirkel der historischen Richtung zu verfallen, der vor lauter Hochachtung vor dem einmal Geschehenen die geschichtlich treibenden Kräfte hinweg leugnen möchte. Diese Betrachtung ist in einer Zeit, in der eine reactionäre Bewegung durch ganz Mitteleuropa geht, vielleicht nicht überflüssig. Es ist kein blosser Zufall, dass die Savignys und Eichhorns, die Leos und Arndts', die wir in der Wissenschaft so hoch stellen, sich in ihrem engeren Vaterlande der reactionären Bewegung angeschlossen haben, und aller Orten zeigt sich heute die Erscheinung, dass die Ehrfurcht gegen das einmal Gewordene übergeht in ein krankhaftes Misstrauen gegen das Werdende, dass die liebevolle Beschäftigung mit dem Überkommenen im Leben zur einseitigen Liebhaberei für das Morsche und Zerfallende herauswächst und dass die Anerkennung

der hohen Bedeutung, die das Concrete und Eigenthümliche für die Kunst, die die Betrachtung aller Entwickelungsfactoren für das Wissen hat, sich unter der Hand verwandelt in eine reactionäre Vorliebe für das Abgestorbene, Lebensunfähige, mit einem Worte: für das, was in dem Bewusstsein der Lebenden sich nur als historischer Irrthum erhalten hat. Bewahren wir uns, sage ich, vor dieser vornehm thuenden Reaction, welche mit ihrer Mahnung, die Dinge gehen zu lassen, nicht viel Besseres in der Welt erreicht, als jene barbarische Reaction, welche die Entwickelung der Dinge gewaltsam aufhalten will. Vergessen wir bei aller Verehrung für die historische Richtung nicht, dass die Geschichte ebenso sehr ruht auf ethischen und geistigen Bedürfnissen, wie auf materiellen. Und so wie der Naturforscher trotz aller Arbeit des Secirmessers und trotz aller Mithilfe des Mikroskops vor der Triebkraft des Lebendigen Halt macht, so vergesse der Historiker nie, die ideellen Bestrebungen der Menschen in den Kreis jener Elementarkräfte, auf die er die Entwickelung zurückführt, aufzunehmen; denn diese sind lebendige Triebkraft der Geschichte und ohne sie würde aus allen leiblichen und ökonomischen Bedürfnissen und aus allen klimatischen und racenhaften Voraussetzungen zusammengenommen nie eine Gemeinschaft der Menschen zu einem höheren Zwecke entstanden sein. Jene Männer in der Geschichte, in deren Geist diese ideelle Triebkraft sich äussert, besitzen die volle elementarische Kraft alles Natürlichen. Ihre Aufgabe ist es nicht, mit grenzenlosem Respect vor allem Gewordenen die Geschichte zu schreiben, sondern mit grenzenloser Ehrfurcht vor den höchsten praktischen Aufgaben der Menschheit Geschichte zu machen. Sie vergegenwärtigen uns gleichsam in der Kette der Geschehnisse das fortwirkende Gesammtbewusstsein der Menschen und sie sind es, welche das mephistophelische ewig verneinende: „Weh dir, dass du ein Enkel bist“ verwandeln in ein bejahendes, zuversichtliches und begeistertes: „Heil dir, dass du ein Enkel bist.“

In diesem Sinne war auch Joseph II. ein Mann der historischen Richtung. Der nüchternste seiner Beurtheiler aus der Sphäre der Geschichtsschreibung kann nicht umhin, einzugestehen, „dass bis auf unsere Tage herab die Entwickelung Oesterreichs an die Spuren seiner Wirksamkeit gebannt ist, dass alle Parteien, alle Völker auf sie zurückzublicken genöthigt, sie in dieser oder jener Richtung fortzusetzen gehalten sind.“ Hochherziger und wärmer hat dies ein Fürst der Dichtung, ein Mann, der gleichfalls auf dem Throne der Humanität sass, hat dies Gottfried Herder

in den Worten ausgesprochen, die er unmittelbar nach dem Tode Josephs vernehmen liess: „Oft ist der Wille grösser als die That, das Unternehmen edler als die Ausführung. Ich weiss nicht, ob Viele nach Josephs Tode viel zu seinem Lobe schreiben werden, aber die billigere Nachwelt wird seinen Schatten ehren und nicht mehr mit Bedauern, sondern mit frohem Erstaunen einst sagen: Auch er schon sah dies, auch er schon wollte dies.“ — Und von ganzem Herzen erfüllt sie diese Aufgabe der Anerkennung, die billige, die wahrheitsliebende, die begeisterte Nachwelt. Nicht heute und morgen allein, seit neunzig Jahren thut sie es in Allem, was sie in Oesterreich, was sie in Deutschland zu Ehren der Menschenwürde vollbringt. Wir kennen Alle die traurigen Tage, die dem Tode Joseph's folgten. Da lebte es wieder auf zum Scheinleben, das historisch Gewordene, da traten sie wieder zusammen, die Repräsentativversammlungen, die das Zerrbild einer Volksvertretung waren, da erlosch es allmählig wieder, das kaum geweckte Menschen- und Staatsbürgerbewusstsein. Tiefe Schmach kam über Deutschland, kam über unseren Heimatsstaat, bis endlich die bittere Noth alle deutschen Stämme in Wehr und Waffen rief, um das Erbtheil des nationalen Bodens und der nationalen Cultur gegen den Erbfeind zu vertheidigen. Im Sinne Kaiser Josephs war dieser grosse Befreiungs-Kampf, gegen seinen Sinn war der Triumph der Fürsten, welche das unmündige Volk, das zum Kampfe aufgerufen worden war, nach erkämpftem Siege in die alten Schranken der Unterthänigkeit und Unfreiheit zurückwiesen. Eine lange und bange Zeit lastete nach dem Wiener Congress das Gefühl der materiellen und geistigen Unfreiheit auf dem deutschen Volke. Endlich in den Vierzigerjahren, war jenes halbe Jahrhundert um, von dem Joseph prophetisch gesprochen hatte. Allüberall begann der Kampf gegen unerträgliche Zustände. Auch in Oesterreich regte sich die nationale und freiheitliche Kraft, und die grössten Thaten, die sie in jenen denkwürdigen Tagen vollbrachte, das herrlichste Befreiungswort, das unserem Kudlich auf dem österreichischen Reichstage zu sprechen vergönnt war, das Wort von der vollständigen Entlastung des Bauern und der Hinwegräumung der letzten Reste des Feudalismus, es knüpfte ganz unmittelbar an die Bestrebungen Joseph II. an. Und die besten Kräfte, die neuerdings für die Gewissensfreiheit eintraten, sie waren geschult im josephinischen Geiste, der trotz Druck und Reaction fortgelebt hatte und wie eine heilige Flamme vor dem Erlöschen gehütet worden war. Und auch dieser Völkerfrühling wurde

verweht von dem Sturme der Zeiten und Starre lag wieder über der Freiheit der Individuen und über den Culturbestrebungen des Staates, bis endlich auf's Neue die freiheitlichen Ideen durchbrachen, das pulsirende Leben wieder hervordrang, und Kaiser Franz Joseph, in diesem Momente ein zweiter Joseph nach Joseph II., feierlich in den Grundrechten der Verfassung die Menschenrechte bestätigte. Als 50 Jahre nach Joseph's Tode die Schule endlich und endgiltig von der clericalen Bevormundung befreit wurde, welcher Geist erstand plötzlich und unvermuthet im österreichischen Herrenhause, das mit dem Schul- und Ehegesetz das Siegel auf die liberalen Reformen drückte? Es war der Geist Josephs, der aus den Reden eines Lichtenfels und Schmerling sprach, es war der Geist des grossen Menschenfreundes auf dem Throne Oesterreichs, ganz unmittelbar citirt von dem edlen Sänger der Freiheit, von Anastasius Grün, der den erhabensten Monarchen Oesterreichs anrief zum Zeugen der grössten Traditionen des habsburgischen Geschlechtes. Und als sich damals in den Märztagen des Jahres 1866 die Bewegung bis auf die Strassen fortpflanzte, als die grossen Tage von 1848 sich friedlich und freudig zu wiederholen schienen, als in den Lenztagen unseres Verfassungslebens Hunderttausende von Menschen jubelnd die Strassen Wiens durchzogen, da war das Standbild Kaiser Josephs in der Burg das Centrum all der fröhlichen Wallfahrer. Die Entrüstung über einen Junker, der im Redekampfe mit Anastasius Grün das Andenken Josephs anzutasten gewagt hatte, flog von Mund zu Mund. Tausendfache Jubel- und Hochrufe aber umtönten das Erzbild des Kaisers, der mit eherner Treue der Menschheit ergeben gewesen. Ein Lebender, ein Kämpfender, ein Führer, so stand Kaiser Joseph in jenen Tagen vor den Blicken des Volkes, so steht er heute vor unseren Blicken, da wir abermals im Vertheidigungskampfe gegen die alten und zähen Gegner seines Geistes, seiner Liebe, seines Deutschthums begriffen sind. Scheint es doch, dass er berufen ist, immer wieder ganz unmittelbar als Helfer, als Mahner, als Führer sich zu bewähren. Die Säcularfeier seines Regierungsantrittes fällt in die Tage ernster innerer Kämpfe. Er selbst tritt gleichsam nach Verlauf eines Jahrhundertes in seiner ganzen Erhabenheit wieder vor uns, um uns zu fragen, was das Jahrhundert geschaffen habe in seinem Geiste, was es verwirklicht habe von seinen Ideen. Er tritt heran, uns zu mahnen, dass wir das Unfertige ergänzen, dass wir das Zerstörte wieder aufrichten, dass wir das Erworbene behaupten.

Das Andenken eines kriegerischen Sieges feiert man durch militärische Aufzüge und bunte Strassenpracht, das Andenken eines Forschers, indem man die Wege seiner Gedankenarbeit nachgeht, das Andenken eines Künstlers, indem man sich an seinen Werken ergötzt, das Andenken eines Menschenfreundes aber, indem man schafft und thut nach seinem Beispiel, und das Andenken eines grossen Monarchen, indem man sich die Traditionen seines Wirkens tief in's Herz pflanzt und sich gelobt, widerstrebenden Mächten gegenüber diese Traditionen als grosse und ideelle Güter muthig und unverrückbar zu vertheidigen. Je schwerer dieser Vertheidigungskampf gemacht wird, desto erhebender die Feier und fürwahr, er wird uns nicht leicht gemacht. Vor hundert Jahren hatten die Länder der österreichischen Krone noch keinen gemeinsamen Namen, aber Joseph schuf die thatsächliche Einheit als Grundbedingung für die Macht und die Wohlfahrt des Staates. Heute haben wir den Namen; schaaren wir uns zusammen, dass wir die Sache nicht verlieren! Vor hundert Jahren ist im Namen der ewigen Menschenrechte die Übermacht der Hierarchie und des Feudalismus gebrochen worden. Und heute? Heute wird in Deutschland die Glaubensfreiheit als „Frage" discutirt. Und in Oesterreich gibt es Kirchenfürsten, welche eine kirchliche Feier Josephs, dessen Wesen Religion im höchsten Sinne war, verbieten, als wollten sie den Beweis erbringen, dass sie noch heute weit entfernt sind „von jenen vernünftigen und zweckmässigen Grundsätzen, in denen Joseph sie zu haben wünschte." Stehen wir zusammen gegen diese dunklen Mächte, wo immer und in welcher Gestalt sie auftauchen mögen — in jenem Geiste, der sich vor hundert Jahren in Oesterreich angekündigt hat. Vor hundert Jahren ward die deutsche Culturmission in Oesterreich zum leitenden Princip erhoben und eine hundertjährige Geschichte zeigt uns das Wohl des Staates verbunden mit der Befolgung dieses Princips — sein Unglück mit der Abweichung von demselben. Die feierliche Stunde mahnt uns, an dieser Culturmission festzuhalten und den deutschen Charakter Oesterreichs mit allem Aufgebot unserer nationalen Kraft zu wahren. Vor bald hundert Jahren sprach Kaiser Joseph nach dem Tode Friedrich II. im Widerspruche zu der kurzsichtigen Staatsklugkeit seiner Minister das geflügelte Wort: „Ich gewahre in einer Verständigung zwischen Oesterreich und Preussen die beste Sicherheit, das schiedsrichterliche Duumvirat für Deutschland und ganz Europa." Treten wir mit allen loyalen Mitteln dieses grosse Vermächtniss an, heute, in einer Zeit, in der es wiederum kurzsichtige Staatsmänner gibt,

welche es offen aussprechen, dass sie das Bündnis eines deutsch geleiteten Oesterreich mit Deutschland für gefährlich halten. Möge es gefährlich sein für Alle, welche die Freiheit, die Einheit und das Deutschthum in Oesterreich befehden! Wir erkennen es im Geiste Josephs für das grosse Duumvirat Europa's, für das siegreiche Bündnis der deutschen Cultur, welche heute allen Völkern voranschreitet.

Die rein menschliche Tugend, sagte ich zu Beginn meiner Rede, hat in Joseph II. den Thron unseres Heimatsstaates bestiegen. Eine Gedenkfeier dieses Momentes ist also ein Weiheact. Man kann die Tugend nicht feiern, ohne sich zu geloben, tugendhaft zu sein, und so beginne unsere Kaiserfeier mit dem Gelöbnis, treu und deutsch zu halten zu den Idealen der Menschheit und unseres Heimatsstaates, zu leben und zu wirken für die Freiheit der Gewissen und der Gedanken, für die Wohlfahrt der Menschen und für den deutschen Culturberuf Oesterreichs im ungebrochenen Geiste Joseph II.!

PRAG.
Druck von A. Haase.
1881.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122885715